

dichterischen Texten ein musikalisches Verhältnis und suchte neben den wissenschaftlichen auch schriftstellerische Ehren als Übersetzer und Essayist. Er lehnte es zwar ab, in die Politik zu gehen, denn er fand, Leute wie Croce und er machten auf einer andern Ebene Politik, aber auch er entzog sich in bösen Jahren nicht organisatorischen Aufgaben. So hat er nach dem zweiten Weltkrieg als Rektor der Münchner Universität den Wiederaufbau eingeleitet und mit seinem moralischen Gewicht gedeckt. Auch Vossler hat Generationen von Schülern herangebildet und sich als Gelehrter und Freund romanischer Länder vor allem in der spanischen Welt ein Ansehen gesichert, das größer als das in der Heimat war. Freilich war er Philologe, und nicht wie Croce ein systematisch philosophierender Kopf, scherzhaft nennt er sich gar einen Dilettanten; man sollte nicht sagen, daß ein Einfluß von Hegel ihn mit dem Neapolitaner verbunden hätte.

Gegenstand des Briefwechsels sind gemeinsame Studien, Lektüre, Hinweise, freundschaftliche Kritiken beider aneinander, Urteile über Kollegen wie Gentile, Spitzer, G. A. Borgese, Farinelli, Wechsler, Troeltsch, Viktor Klemperer, über Dichter wie Dante, d'Annunzio, Pascoli, und natürlich über die Lieblingsfiguren der Schreibenden: die spanische Nonne Juana Ines, Lope de Vega, Dante, Goethe, Racine, Ariost und Vico. Lehrreiches findet sich über deutschen und italienischen Charakter, über die geistespolitische Lage und ihre Wandlungen. Beide verfolgen ihr Altern in einer Welt, die immer mehr von Idealen abzurücken scheint, und schließlich werben sie gegenseitig vor und nach den Kriegen um Verständnis für ihre Länder. Mit der Zeit spielt das Familiäre mit in den Briefwechsel hinein.

All diese Dinge erschöpften aber nicht

das Wesen des Buches. Es geht vielmehr aus ihnen ein feiner Duft hervor. Er schwebt über allen Details, durchdringt und erhöht sie. Es ist die Geistigkeit dieses Verkehrs und dieser Männer. Denn so sehr sie sich in dem halben Jahrhundert des Briefwechsels einander nähern und spiegeln, umwerben und kritisieren — es gibt eine Distanz, die nie gebrochen wird. Jeder läßt den andern da gelten, auch wo er wahrscheinlich anderer Meinung ist. Das ist jedoch nicht bloß Toleranz oder gar ein Ausweichen. Es wird deutlich, als Vossler dem Freund den Kult der Georgeschule klagt, den diese mit der Hölderlinausgabe in Deutschland hervorgerufen habe. Vossler findet die philologische Schnüffelei nach Dokumenten des schamhaftesten aller Dichter einfach gräßlich, und umgekehrt findet Croce die theatralische Entblößung d'Annunzios abstoßend.

Croce und Vossler wußten und ahnten, daß es eine Intimsphäre um jeden noch so großen Menschen gibt, die man nicht brechen soll, und auf diese Sphäre erhoben sie Anspruch. So ist es bezeichnend, daß der italienische Katholik und der deutsche Lutheraner — die sich beide ihren Kirchen weitgehend entfremdet hatten und innerlich eine Art Rollentausch vorgenommen hatten, indem sich Croce als Protestant fühlte, Vossler sich zum Deuter der katholischen Romania entwickelte — über diesen Punkt nicht sprachen; nur ganz zum Schluß, als Vossler einmal nebenbei auf Croces Christentum anspielt, dankt Croce, daß er ihm „diesen Namen“ (eines Christen) zubillige. Damit ist der Grund ihres Humanismus angedeutet, der ein Glaube an die Liebe war. An den Enttäuschungen dieses Ideals durch die Kriege haben beide fast noch mehr gelitten als an der Undankbarkeit ihrer Völker.

Curt Hohoff

DER MYTHUS UM RIMBAUD

Unter dem Titel „*Le mythe de Rimbaud*“ (Gallimard, Bibliothèque des Idées, Paris) ist im Jahr 1952 eine breit angelegte Studie erschienen, die mit — fast könnte man sagen — rachsüchtiger Akribie die Kristallisa-

tion des Phänomens Rimbaud beschreibt. Die Kristallisationstheorie stammt bekanntlich von Stendhal. Ähnlich wie der Verfasser von „*De l'amour*“ sucht hier Etienne das üppig ausgewucherte und bis

zur Unkenntlichkeit überkrustete Phänomen Rimbaud auf seinen ursprünglichen Kern zu reduzieren. Dargestellt werden in seinem Buch nicht Leben und Werk Rimbauds, die wie bei kaum einem anderen Dichter untrennbar ineinander verwachsen sind, sondern dargestellt wird der Mythos um Rimbaud, der aus den geringfügigsten biographischen Daten, aus ungeprüften oder mißverstandenen Behauptungen, aus mystischen oder ideologischen Konjekturen so üppig aufgeschossen ist, daß heute Rimbaud als das Monstrum vor uns steht, zu dem er sein poetisches Bewußtsein erziehen wollte. Die ungeheure Vielseitigkeit dieses Mythos, der größte Gegensätze in sich vereinigt, erlaubte Etiemble eine Gliederung seines Buches, die der Grundabsicht — eben diesen Mythos zu entlarven — zustatten kam. Indem er die „*coincidentia oppositorum*“ auseinanderlegt, indem er nicht der Frage nachgeht, worin die Gegensätze etwa ihren Vereinigungspunkt haben mögen, sondern ihr logisch Kontradiktorisches hervorhebt, führt er nicht nur den Mythos um Rimbaud, sondern den Mythos überhaupt ad absurdum.

Am Schluß seiner Einführung gibt er der Absicht, die er mit seinem Buch verfolgt — übrigens einer zwanzig Jahre andauernden Beschäftigung mit Rimbaud und dem Mythos um Rimbaud — in folgenden Worten Ausdruck: „Wenn ich den Mythos um Rimbaud studiere, so ist es mithin meine Absicht, eine Erkrankung des kollektiven Einbildungsvermögens zu beschreiben; damit hoffe ich, zwar nicht meiner Bedingtheit als Mensch abzuhelfen, wohl aber jener anderen Krankheit der heute herrschenden Geistesverfassung: der übergroßen Vertrauensseligkeit gegenüber der Geschichte. Wenn es mir gelingt zu zeigen, daß die einzige Art, der Wahrheit, dem wirklichen Geschehen beizukommen, darin besteht, daß man die Texte liest, wenn ich also letztes Endes die literarische Kritik zu Ehren bringe, so glaube ich, nicht umsonst zwanzig Jahre an Rimbaud und seinen Mythos verwendet zu haben, um von ihm zu genesen.“

Mithin lehnt es Etiemble ab, den Mythos um Rimbaud als eine Aura seines Werks und seiner Persönlichkeit ernst zu neh-

men, insofern er mit den Maßstäben literarischer Kritik nicht zu fassen ist. Die Auswüchse dieses Mythos — etwa daß man Rimbaud Christus gleichsetzt, daß man ihn den Propheten unseres Zeitalters nennt, daß man ihn zum Wunderkind stempelt — stehen für ihn auf gleicher Stufe mit philologischen Unrichtigkeiten, die etwa darin bestehen, daß man ihn falsch zitiert oder statt Arthur Alfred nennt.

Es wäre nicht schwer, allein auf Grund dieser Einführung, das heißt vor der Lektüre des Buches, den Verfasser Etiemble auf den Unterschied zwischen Lapsus und mythischer Verdichtung oder Übersteigerung aufmerksam zu machen. Etwa einzuwenden, es sei doch etwas grundsätzlich anderes, wenn jemand die „*Saison en Enfer*“ ein „Tagebuch in Versen“ nenne, als wenn Claudel dem Dichter die Attribute eines Heiligen zuerkennt. Doch wird man nach der Lektüre dieser 444 Seiten Text und der weiteren 60 Seiten Anmerkungen und Hinweise nachdenklich. Auf einmal stellt sich das Problem des Mythos in unserer Zeit ganz anders dar, als man vorher anzunehmen geneigt war. Auch wenn man die These Etiembles, daß genaue Lektüre der Texte und gewissenhafte literarische Kritik das einzige Mittel seien, um der Wahrheit einer literarischen Erscheinung auf den Grund zu kommen, nicht akzeptiert, so bleibt doch sein Verdienst unbestreitbar, daß er unserem blinden Glauben an die fixierte historische Tradition einen erheblichen Stoß versetzt hat. Wir bemerken nämlich zu unserem Erstaunen, daß einmal aufgestellte Behauptungen — mögen sie zutreffen oder nicht — von den nachfolgenden Generationen ähnlich „zersungen“ oder in diesem Falle zerredet und ausgeschlachtet werden wie ehemals die Volkslieder. Da gibt es Gemeinplätze, feststehenden Epitheta, die sich zu einer eigenartigen Flora auswachsen. Einer schreibt vom andern ab und tut von sich aus ein wenig mehr hinzu. Auf die Quelle wird so gut wie nie zurückgegangen. Der Mythos aber speist sich gerade aus solchen Schlagworten, die, einmal aufgekommen, nicht mehr auszumerzen sind und um die sich neue Kristallisationen bilden.

Etiemble verarbeitet ein schier unübersehbares Material. Es bleibt sein Ge-

heimnis, wie er diese Unmasse von Zeugnissen aus aller Welt, die von der groß angelegten Biographie bis zum Zeitungsartikel reichen und die Zeitspanne von Rimbauds Tod bis zur Gegenwart umfassen, zusammengebracht und nach Stichworten gegliedert hat. Hier ist auf einem Spezialgebiet realisiert, was Flaubert bei der Abfassung seines Wörterbuchs der Gemeinplätze vorschwebte. Die meisten Kapitel bei Etiemble sind regelrechte Mosaike von Zitaten. Doch verliert der Leser nie den Faden, denn immer bleibt die logische Folge gewahrt. Und der trunkene Überschwang der meisten Deuter, die sich auf unsicherem Grund springend von Insel zu Insel retten, ohne der Gewagtheit ihrer Sprünge innezuwerden, nimmt sich unter dem Blick dieses unbestechlichen Betrachters doppelt grotesk aus. Am meisten Interesse haben das zweite und das dritte Buch, in denen die politischen und moralischen Mythen um Rimbaud abgehandelt werden. Zunächst der katholische Mythos: 1. Ein frommes Werk, 2. Leben und Tod eines Christen, 3. Saint-Rimbaud, 4. Die Mystik Rimbauds. Im nächsten Abschnitt: Der totalitäre Mythos. 1. Rimbaud und der Faschismus, 2. Rimbaud: Patriot oder Defaitist? 3. Rimbaud: ein Communard? 4. Rimbaud: ein Bolschewist? Im dritten Buch: Rimbaud: ein ehrsamer Bürger? Oder: Rimbaud: Mann der Tat? Oder Rimbaud: der Halunke? Rimbaud: der perverse Außenseiter?

Aus den angeführten Titeln geht hervor, daß in jedem dieser Mythen, die Etiemble, gestützt auf eine Menge von Belegen, mit unbeirrbarer Konsequenz abhandelt, ein ideologisches Moment vorwaltet. Mit jedem dieser Mythen soll etwas bewiesen werden, soll Rimbaud für eine Gesinnung entdeckt oder als Vorläufer einer Bewegung reklamiert werden. Hinzu kommt die Polemik gegen Gruppen, die anderer Auffassung sind. In diesem Falle soll Rimbaud gerettet werden. Da aber ein Beweis in moderner Zeit nicht anders denn logisch geführt werden kann, auch wenn die Logik im Dienst eines Affektes steht, da niemand, der über Rimbaud schreibt, den Vorwurf einstecken will, er fabuliere aus purem Enthusiasmus, kommt es zu der zwieschlächtigen Erscheinung eines

Mythos, mit dem etwas bewiesen werden soll, eines Bekenntnisses, das auf rationalem Wege zu überzeugen sucht, kurzum, zu einem ideologisch infizierten Mythos. Denken wir an eine Parallelfigur unserer Zeit, die längst im Begriff ist, sich zu einem Mythos auszuwachsen, den Oberst T. E. Lawrence.

Außerordentlich treffend hat Wladimir Weidlé das Wesen der Ideologie charakterisiert. „Die Ideologie“, schreibt er in „*Les Abeilles d'Aristote*“, „unterscheidet sich von einem philosophischen oder wissenschaftlichen System durch die Starrheit ihrer Prinzipien, die gepaart ist mit einer außerordentlichen Geschmeidigkeit in der praktischen Anwendung, wobei sie sich von einem Gesamtzusammenhang religiöser Überzeugungen durch ihre fehlende Transzendenz und ihr rationales Zustandekommen unterscheidet.“ Eben die fehlende Transzendenz ist mit ein Grund, aus dem Rimbaud für Anhänger der verschiedensten Überzeugungen zum Fetisch geworden ist. Das rationale Beweisverfahren, das auf ihn angewendet wird, zeichnet sich durch die erwähnte Starrheit der Prinzipien aus, wodurch es zu klaffenden Widersprüchen in der Deutung kommt; die Deutung aber befeißigt sich jener Geschmeidigkeit in der praktischen Anwendung, die Etiemble als kritische Unredlichkeit brandmarkt.

Wir sagten: Etiemble nimmt den Mythos als solchen nicht ernst. Er rückt ihm mit rationalen Waffen zu Leibe und erledigt ihn mit dem Wahlspruch: *Ecrasez l'infâme!* Gewisse Parallelen, die er zu Hitler und dem Wiederaufleben des Mythos im Dritten Reich zieht, lassen uns sein Verfahren heilsam erscheinen. Und doch bleibt die Frage offen, bis zu welchem Punkt sich der Mythos um Rimbaud reduzieren läßt. Das heißt: wenn alle ideologischen Überlagerungen abgebaut, alle Fehler der Auslegung kritisch richtiggestellt sind wenn man – wie Etiemble sagt – von dem Rimbaud-Mythos genesen ist: hat man dann endlich den wirklichen Rimbaud gefunden, oder hat man ihn samt seinem Mythos über Bord geworfen?

Zwanzig Jahre Beschäftigung mit Rimbaud sind – mag dies Etiemble in Abrede stellen oder nicht – der überzeugendste Beweis für die Faszination eines Phäno-

mens, das man nur zu überwinden hoffen kann, wenn man ihm mit Haut und Haaren verfällt. Etiembles Buch ist ein Monstrum und spiegelt in Form kritischer Abwehr aufs genaueste die Monstrosität des Phänomens.

Fasziniert sind wir von einem Phänomen (nach Sartres zutreffender Beobachtung), wenn es unsere eigene Persönlichkeit aufsaugt, auslöscht. Die Wirkung Rimbauds kann nicht anders als faszinierend genannt werden. Man nimmt ihm gegenüber keinen Standpunkt ein, sondern akzeptiert oder verwirft ihn „en bloc“. Ja, es ist nicht einmal möglich, innerhalb seines Lebensganzen wertende Unterscheidungen zu treffen, die Periode seines meteorhaften Aufstiegs von den nachfolgenden Jahren der Stummheit zu trennen. Deshalb muß auch die Parallele scheitern, die Theophil Spoerri in einem Aufsatz der „Zürcher Zeitung“ zwischen Rimbauds und Hölderlins Schicksal zieht, wie verlockend es auch wäre, die Lebens Epoche, da Rimbaud kein Dichter mehr war, sondern wechselweise Hauslehrer, Mitglied eines Wanderzirkus, Aufseher in einem Steinbruch, Manager usw. als eine Epoche der Umnachtung immer noch im Zeichen des Dichters zu sehen. Daß aber Rimbaud die „*Saison en enfer*“ in Fleisch und Blut gelebt hat, daß er danach getrachtet hat, mit einer gewissen Summe, die er nie zusammenbrachte, seine Existenz zu sichern, daß er sein Genie begraben und dennoch weitergelebt hat, daß er den Kompromiß mit der Welt erst einging, nachdem er das Pfund, mit dem er in diese Welt gekommen war, verscharrt hatte, kurzum, daß ein Mensch fähig war, dem vielberedeten Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit in der Tat Rechnung zu tragen, indem er abtrünnig wurde, aber eben dadurch makellos blieb: dieser unerhörte Akt hat die Menschheit fasziniert und den längst fiktiv gewordenen Wert der Kunst ein letztes Mal beispielhaft realisiert.

Etiemble geht nicht auf die Frage ein, wodurch Rimbaud diese universale Faszination übte, wodurch es möglich geworden ist, daß ihn Vertreter der konträrsten literarischen und politischen Richtungen für sich in Anspruch nehmen, wodurch er den einen zum Satan, den anderen zum Engel werden konnte.

Einen Schritt auf dem Wege zu dieser tieferen Frage tut das Buch von Henry Miller „*Vom Großen Aufstand*“ (Verlag der Arche, Zürich 1954), das sich an der Gestalt Rimbauds inspiriert und von Oswald von Nostitz mustergültig ins Deutsche übertragen worden ist. Es unterscheidet sich von den Schriften, die Etiemble Revue passieren läßt, insofern, als der Verfasser gar nicht den Anspruch erhebt, eine im Sinne der literarischen Kritik hieb- und stichfeste Arbeit zu liefern. Hier schreibt ein Außenseiter über den bedeutendsten Außenseiter der neueren französischen Literatur. Und zwar akzeptiert er den Mythos als Tatsache und stellt ihn in Form eines persönlich erlebten Mythos, des Mythos der Begegnung mit Rimbaud, dar. Der eigentliche Berührungspunkt zwischen Miller und Rimbaud ist ihr radikaler Nonkonformismus. Aber Miller zieht die Parallele noch weiter. Er glaubt in seinem eigenen Schicksal eine gewisse Gleichläufigkeit mit dem Schicksal Rimbauds zu entdecken, nur daß er am entscheidenden Punkt ein anderes Fazit gezogen hat. Während Rimbaud mit achtzehn Jahren verstummte und zum Selbstmörder an seiner Kunst wurde, worin Miller seinen extremen Protest, aber auch seine Verdammnis erblickt, ging ihm in der entscheidenden Krise seines Lebens die Möglichkeit der Kunst und der menschlichen Kommunikation auf. In der Haßbindung an die Mutter, über deren Schoß er nie hinausgelangte, glaubt Miller den tragischen Zwiespalt in Rimbauds Leben, die Erklärung für seine forcierte Kälte und Lieblosigkeit zu finden, die ihn endlich dahin brachten, sein Genie abzuwürgen.

Etiemble hätte diese Deutung unter ein weiteres Stichwort bringen können: „Der psychoanalytische Mythos“. Und bei einer Neuauflage seines Buches in zehn Jahren wird ein Kapitel fällig sein, das die Überschrift trägt: Rimbaud, der Dichter des Atomzeitalters. (Haben wir doch, von Friedrich Heer instauriert, bereits eine Heilige des Atomzeitalters: Theresese von Lisieux.) Aber auch sonstige Bestandstücke des Mythos um Rimbaud finden bei Henry Miller reichlich Verwendung. Der Weg, den Rimbaud auf einer Bahre von Harrar zur Küste zurücklegt, wird

mit dem Leidensweg Christi verglichen. In Parallele zu Rimbaud sagt Miller von sich selber: „Als Kind wurde ich oft ‚ein Engel‘ genannt, aber der Dämon der Empörung hatte schon früh von ihm Besitz ergriffen.“ Oder – mit der typischen Exaltation des Rimbaud-Enthusiasten: „Er ist in echterem Sinne ein Mensch seiner Zeit, als es Goethe, Shelley, Blake, Nietzsche, Marx, Dostojewski gewesen sind.“

Dieses „im echteren Sinne“ heißt bei Miller, daß die angeführten Größen noch immer an gewisse Gesellschaftsformen ihrer Zeit, an gewisse Traditionen und Kulturwerte glaubten, die jedoch alle unwiderruflich zum Verschwinden verurteilt sind. Die Größe Rimbauds besteht nach Miller darin, daß er einen archimedischen Punkt außerhalb bezog, der es ihm erlaubte, die ganze bisherige Welt aus den Angeln zu heben. Rimbaud war der Renegat seiner Zeit. Er hat nicht den Zenit der Weltfülle und Weltbejahung, sondern den Nadir der Weltverlorenheit und reinen Ichbezogenheit berührt. Damit hat er unseren heutigen Zustand vorweggenommen. Denn: „Wir haben den äußersten Grad der Ichbezogenheit, den atomistischen Zustand der Welt erreicht . . . Wir müssen durch den kollektiven Tod hindurch, um als echte Einzelne aufzustehen.“

Folglich kann Renegatentum für Miller immer nur ein Durchgang sein. „Der wirkliche Renegat ist der Mensch, der den Glauben an seinen Nächsten verloren hat“. Diesen Glauben gilt es jenseits des kollektiven Todes wiederzufinden. Keine der bestehenden Formen bietet Gewähr für diese neue Beziehung zum Nächsten. Deshalb kann nur durch radikale Absage, indem wir den Nadir der Existenz berühren, der Umschlag in den neuen Zustand erfolgen. Diese Passion hat Rimbaud vorgelebt. Miller ist überzeugt, daß er am Rande des Todes die künstlerische Aussage wiedergefunden hat. Zu beweisen ist das nicht, und Miller will nichts beweisen. Er läßt vieles offen, setzt viele Fragezeichen, be ruft sich immer wieder auf sein persönliches Erlebnis. Bürgschaft für die Bedeutung Rimbauds findet er zu allererst in der eigenen Erschütterung.

Weit fruchtbarer als die hyperbolischen Vergleiche mit Hamlet und Faust, denen Rimbaud als neuer Menschentyp über-

legen sein soll, ist die Parallele, die Miller zwischen dem Dichter der „*Saison en Enfer*“ und Van Gogh zieht. Hier mögen wir uns erinnern, daß in den zwanziger Jahren Meier-Gräfe den Lebensroman des „Gottsuchers“ Van Gogh schrieb, der ganz ähnlich wie der „Rimbaud“ Millers von der Notwendigkeit neuer menschlicher Kommunikationen kündete. Er stellte ihn neben Dostojewski und schrieb: „Die Glut ihres heißen Menschentums ist noch nicht in die Menge gedungen . . . Die gewaltige Lehre ihres Schicksals bleibt ungehört. Sie heißt: Zusammen! Und wenn schon das zu eindeutig klingt, so nenne man sie Glut. Wenn es einen Ausweg aus unser aller Katorga gibt, eines ist sicher: keine wohltemperierte Ästhetik wird uns vor der Vereisung retten, eher noch die Wildheit irgendeines Dämons. Nie und zum wenigsten in diesem Augenblick kann Betrachtung die Glut des Erlebnisses ersetzen.“

Totale Bejahung, nicht Konformismus! So lautet auch die Devise Millers. Und vielleicht haben die gegensätzlichen Tendenzen im Mythos um Rimbaud darin ihren Vereinigungspunkt, daß er durch sein Beispiel jedem Bekenntnis die Dimension seiner vollen Realisierung offengehalten hat. Denn jedes Bekenntnis kann nur um den Preis erfüllt werden, daß es dem Konformismus absagt. Das aber bedeutet in der heutigen Welt unter Umständen Wahnsinn, Selbstmord, Gefangenschaft, Verstummen. Und doch konvergieren in diesem noch nicht bezogenen Ort der Zukunft, wo Vereisung und Ichbezogenheit in neue Kommunikation umschlagen sollen, alle Bekenntnisse, Anschauungen und Tendenzen. Im Mythos um Rimbaud erlebt jedes Bekenntnis seine ideale Möglichkeit, eben weil Rimbaud auf jedes Bekenntnis verzichtete. Wo alle Werte außer Kurs gesetzt sind und die Betrachtung in Aktion umschlägt, werden Nichts und All Wechselbegriffe. Rimbaud, indem er die Welt ausräumte, die Etappen künftiger Entwicklungen im Sturmschritt durchmaß und Europa hinter sich warf, wurde zum Eroberer jenes weißen Flecks auf der Landkarte, der in seiner absoluten Negativität das Positive jeden Bekenntnisses am stärksten hervorlockt.

K. A. H.